

Henrique Schneider

# Märkte und Plattformen

## Metaphern in der ökonomischen Theorie

**Abstract: Markets and Platforms. Metaphors in Economic Theory.** This paper answers the following questions: Are there metaphors in economic theory? The answer is clearly yes. Are these metaphors detrimental to the self-image of economics with respect to its scientific nature? The answer is no. The first question is answered by explaining the market and the platform as metaphors. The second question is answered by asking about the consequences of working with metaphors for economics (as a science). These are consistently science-enhancing. Metaphors do not compete with the empirically testable approach of economics. Instead, they support the further development of theories and models, grant them a better reflection of reality, and make them more understandable for people in economics and outside. Even if metaphors were a *prima facie* problem in economics, all things considered, the metaphor „is not a bug, it's a feature.“

## Einleitung

In diesem Beitrag geht es um den Markt und die Plattform als Metaphern in der ökonomischen Theorie. Es lohnt sich deshalb, bei diesen Begriffen anzufangen und zu fragen, was die Ökonomik darunter versteht.

Was ist der Markt? In der Mikroökonomie ist der Markt ein Modell. Was das genau bedeutet und wie dieses Modell zustande kam, wird im Abschnitt 2 erläutert. Kennzeichen des Marktes sind das Vorhandensein von Angebot oder einer Angebotskurve und von Nachfrage oder einer Nachfragekurve. Diese schneiden sich in einem Punkt. Ist dieser Schnittpunkt von Angebotskurve und Nachfragekurve erreicht, ist ein Markt im Gleichgewicht; seine Resultate sind eine Gleichgewichtsmenge und ein Gleichgewichtspreis (Levy 1987, 111–123).

Dieses Verständnis des Markts als Gleichgewichtsmodell ist anders als andere Verwendungen des Ausdrucks „Markt“. Darunter kann auch ein System des (freien) Austauschs zwischen Angebot und Nachfrage verstanden werden. Wobei mit Angebot und Nachfrage nicht etwa Kurven gemeint sind, sondern Gruppen von Akteuren. Ein anderes systemisches Verständnis von Markt basiert auf der Preisbildung als Ordnungs- und Informationsprinzip (für beide Verständnisse siehe Lachmann 2003, 22–32). Schließlich gibt es auch Ökonomen, welche sich den Markt als Marktplatz vorstellen. Zwar sind diese Bilder des Marktes ähnlich oder verwandt, doch sie sind unterschiedlich – namentlich fallen deren Überzeugungen davon, was einen Markt wesentlich ausmacht, jeweils anders aus.

Was ist eine Plattform? In der Alltagssprache ist sie ein Vermittlungsdienst. Eine Gruppe von Anbietern wird mit einer Gruppe von Nachfragern über die Plattform verbunden. Typische Beispiele sind Taxi-Apps und Gratiszeitungen. Bei der Taxi-App werden die Fahrer den Personen, die gefahren werden wollen, vermittelt. Die Gratiszeitung verbindet die Werbeschalter mit den Lesern.

In der Sprache der Volks- und Betriebswirtschaftslehre ist ‚Plattform‘ ein recht neuer Begriff. Seine genaue Definition ist noch nicht abgeschlossen. Aktuell läuft noch die fachliche Debatte, wie zwischen Plattformen, Netzwerken und mehrseitigen Märkten zu unterscheiden ist. Wenn im Englischen der Ausdruck „platform economics“ verwendet wird, dann bezeichnet er Gesetzmäßigkeiten, welche die ökonomische Theorie im Zusammenhang mit ganz bestimmten Geschäftsmodellen erkennt und testet. Dabei nehmen sogenannte Netzwerkeffekte einen prioritären Stellenwert in der volkswirtschaftlichen Analyse der Plattformökonomik ein. Aus einer eher betriebswirtschaftlichen Perspektive wirft der Ausdruck die Frage nach dem notwendigen oder adäquaten Ordnungsrahmen auf, um solche Geschäftsmodelle erfolgreich zu machen (Schneider 2022, 2–12).

Für viele andere Sprechende sind solche Bezeichnungen eher unklar. Sie assoziieren mit der Plattform eher einen künstlich hergestellten, erhöhten Boden, auf dem etwa eine Sendung deponiert werden oder ein Theaterstück gespielt werden kann. Politische Akteure verwenden das Wort, um einen programmatischen Rahmen zu bezeichnen. Und in der Technik wird oft über Plattformen im Zusammenhang mit Hardware und Software gesprochen. Diese verschiedenen Verwendungen des Begriffs der Plattform teilen eine ähnliche Grundintuition. Am weitesten von dieser Intuition entfernt ist wohl der Gebrauch der Metapher „Plattform“, wie er in der Ökonomik vorkommt.

Markt und Plattform – beide haben einen festen Platz in den Theorien und Modellen der Ökonomik. Beide scheinen aber auch Metaphern zu sein. Sie greifen auf ein sprachliches Bild zurück. Die Theorie oder das Modell dazu wird in Wechselwirkung mit diesem sprachlichen Bild entwickelt. Diese Wechselwirkung kann dazu führen, dass das sprachliche Bild die Theorie inhaltlich prägt. Das heißt, das Bild ist nicht eine Form der Kommunikation der Theorie, sondern das Bild bestimmt (mit), wie die Theorie aufgebaut ist, was sie erklärt und wie sie angewendet wird. Diese Wechselwirkung könnte aber auch zur Folge haben, dass die ökonomische Theorie die nicht-ökonomische Verwendung des Bildes prägt.

Das mag wenig überraschend klingen. Personen, die sich mit der ökonomischen Theorie beschäftigen, haben selten den Eindruck, sich mit Metaphern auseinanderzusetzen. Das übliche Selbstverständnis geht vielmehr von einer positiven, empirisch testbaren Wissenschaft aus (siehe beispielsweise das Kapitel „Methoden der Betriebswirtschaftslehre“, Piekenbrock und Hennig 2013, 21–28). Personen, welche dieses Bild ihrer Wissenschaft haben, werden sich vermutlich dagegen wehren, dass Metaphern eine große Rolle in der Ökonomik einnehmen. Doch stellt sich auf der anderen Seite die Frage, ob die Erkenntnis, dass Metaphern die Wirtschaftswissenschaft prägen, überhaupt eine Auswirkung auf ihre Methodik, Theorien oder Modelle hat.

Dieser Beitrag geht beiden eben skizzierten Fragen nach. In Abschnitt 1 wird untersucht, inwiefern Markt und Plattformen Metaphern sind und wie aus diesen vermeintlichen Bildern Theorien entstehen. In Abschnitt 2 erfolgt die Beschäftigung mit der Frage, was es für die ökonomische Theorie bedeuten könnte, mit Metaphern zu arbeiten. Der letzte Abschnitt zieht ein Fazit.

Zur sprachlichen Vereinfachung werden hier „Ökonomik“, „ökonomische Theorie“, „Wirtschaftswissenschaften“ und „Volkswirtschaftslehre“ als in etwa gleichbedeutend behandelt. Ebenso werden die Begriffe „Theorie“ und „Modelle“ synonym eingesetzt.

## 1 Sind „Markt“ und „Plattform“ Metaphern?

Es ist schwer festzustellen, wann der Begriff „Markt“ Eingang in die ökonomische Theorie fand. Ein früher Gebrauch wird dem französischen Ökonomen Antoine-Augustin Cournot (1801–1877) zugeschrieben. Gemäß ihm versteht man in der Ökonomik „unter dem Markt nicht einen bestimmten Marktplatz, auf dem Dinge gekauft und verkauft werden, sondern die Gesamtheit einer Region, in der Käufer und Verkäufer so frei miteinander verkehren, dass sich die Preise für dieselben Güter leicht und schnell angleichen (Robinson 2022; übersetzt durch Henrique Schneider).“ Die echte Provenienz dieser Textstelle in Cournots Werk ist jedoch schwer zu finden. In dieser Form soll sie von Alfred Marshall (1842–1924; Marshall 1890, 324) zitiert worden sein.

Unabhängig des Urhebers wird schon in dieser Kurzdefinition deutlich, dass es einen Unterschied zwischen der ökonomischen Vorstellung des Marktes und seinem Normalbegriff gibt. Die obige Definition negiert den Begriff der Alltagssprache, indem sie ausdrücklich sagt, es handle sich nicht um einen ganz konkreten Markt oder um einen spezifischen Marktplatz. Sie sagt dann weiter, dass der ökonomische Begriff des Marktes eine Abstraktion ist. In dieser Abstraktion finden alle Kaufenden und Verkaufenden schnell zueinander, passen sich einander an und adjustieren insbesondere frei und rasch ihre Preise. Freilich teilt dieser ökonomische Begriff des Marktes viele Gemeinsamkeiten mit dem der Alltagssprache. Die zentralen Elemente sind da: Kauf, Verkauf, Gegenseitigkeit und Preise. Und dennoch werden viele Elemente des Marktplatzes im Modell des Markts nicht berücksichtigt. Dazu gehören die für einen Marktplatz typischen Institutionen, etwa die Regeln über den Zugang, die Bezahlung, die Qualitätskontrolle unter anderem. Dafür hat der Markt als ökonomische Abstraktion Eigenschaften, die in Marktplätzen nicht immer gegeben sind, etwa die freie Interaktion von Angebot und Nachfrage und die rasche Angleichung einiger oder sogar aller Preise.

Ist Markt im Sinne Marshalls überhaupt eine Metapher? Die Frage kann bejaht werden. In seiner Theorieentwicklung übernimmt er den Ausdruck aus seinem praktizierten Bedeutungszusammenhang und überträgt ihn in einen anderen, wo der Ausdruck verwendet wird, um eine Theorie zu erklären und zu kommunizieren. Im Übrigen ist gerade das Werk Marshalls voller Metaphern; er ist sich darüber bewusst, wie folgendes Beispiel es weiter belegt: „Kernstück des Markts nach Marshall ist das

Verhältnis seiner Komponenten zueinander. In deren Beschreibung wird er nochmals metaphorisch. Seine graphische Abbildung der Nachfrage- und Angebotskurve nannte er das Bild einer Schere. Jede Kurve ist ein Scherteil oder eine Klinge wegen ihrer entgegengesetzten Steigung. Das Gleichgewicht des Marktes, also dort, wo sich die Kurven überschneiden, ist die Scherschraube, welche die Schere zusammenhält (Raffaelli 2007, 136; übersetzt durch Henrique Schneider).“

Wie funktioniert die Übertragung des Bildes des Marktes aus seinem praktizierten Bedeutungszusammenhang in die ökonomische Theorie? Man kann sich vorstellen, dass eine beobachtende Person an einem Marktstand steht und passiv das Geschehen an jenem Stand aufzeichnet: Eine individuell handelnde, anbietende Person tauscht sich mit einer individuell handelnden nachfragenden Person aus. Sind sie sich über den Preis einig, entsteht ein Austausch einer Menge gegen den vereinbarten Preis. Keine der involvierten Personen und auch die Einzeltransaktion haben einen Einfluss auf den Markt, der so vollständig atomistisch ist. Implizit in diesem Bild ist, dass der Preis alle notwendigen Informationen erhält, denn beide Akteure werden wohl wissen, was sich sonst im Markt tut. Ebenso implizit ist die Überlegung, dass der Markt zwei Parameter hat, den Preis und die Menge, die ausgetauscht wird. Aus dieser einfachen Konzeption der einzelnen Transaktionen im Markt wird ein Modell mit Angebot, Nachfragen und Gleichgewichten gewonnen. Dieses Modell übernimmt die impliziten Annahmen und legt fest, dass alle Informationen im Preis enthalten sind und damit allen zugänglich gemacht werden. Es setzt auch fest, dass der atomistische Austausch der Normalfall ist.

Auf der Grundlage dieses Bildes des Marktes als Transaktionen an einem Marktstand wird das Marktmodell entwickelt. Daraus kann die ökonomische Theorie ableiten, warum der so konzipierte Markt wohlfahrtsmaximierend ist, nämlich weil er sogenannte „Renten“ hervorbringt. Die Rente ist der preisliche Unterschied zwischen der Zahlungsbereitschaft der Person, die am Markt teilnimmt, und dem Gleichgewichtspreis. Wenn in einem Biermarkt der Preis eines Glases bei 3 Euro liegt, dann hat die Person, die bereit gewesen wäre, 4 Euro zu bezahlen eine Rente von 1 Euro. Sie bezahlt nämlich 3 Euro für das Glas, was unter ihrer Zahlungsbereitschaft ist. Diese preisliche Besserstellung dank des Gleichgewichts ist ein Wohlfahrtseffekt. Die gleiche Überlegung führt zu einem Wohlfahrtseffekt für die Person, die bereit wäre, das Bier zu 2 Euro anzubieten, es jedoch zu 3 Euro Gleichgewichtspreis verkaufen kann (Pigou 1910).

Diese Rentenberechnung ist dem „echten“ Marktplatz fremd. Auch wenn Leute dort durch den Austausch bessergestellt werden, ist umstritten, ob sie wirklich eine mentale Buchhaltung dieser Besserstellungen führen. Ziemlich unwahrscheinlich ist, dass man diese Buchhaltung, wenn es sie gäbe, über alle Personen zusammenzählen könnte (Rothbard 1962). Aber auch in der ursprünglichen Abstraktion des Bildes in ihrer Übersetzung im ökonomischen Marktmodell des Schnittpunkts von Angebot und Nachfrage sind Renten noch nicht vorhanden. Und trotzdem ist es die Metapher des Marktes, welche die Berechnung der Renten und damit auch die Theorie der Wohlfahrt ermöglicht. Ohne das Verständnis des atomistischen Austauschs zwischen Angebots- und Nachfragekurve gibt es keine Unterschiede zwischen Zahlungsbereitschaft und Gleichgewichtspreis. Und ohne das Verständnis der allgemeinen nachfragenden und

anbietenden Personen als Funktionen von Preis-Mengen-Kombinationen ist auch die Berechnung der gesamtwirtschaftlichen Wohlfahrt nicht möglich. Die Metapher des Marktes hat es möglich gemacht, Wohlfahrtstheorien zu entwickeln.

An diesem kurzen Abriss wird deutlich, dass der ökonomische Markt eine Metapher ist. Sie überträgt gewisse Eigenschaften des Marktplatzes oder von Einzeltransaktionen an einem Marktstand in eine Abstraktion, welche ökonomische Gesetzmäßigkeiten erklären und abbilden soll. Dann entwickelt die Metapher ein Eigenleben in der ökonomischen Theorie. Mit ihr wird das Modell des Markts weiterentwickelt und mit neuen Erkenntnissen oder Instrumenten angereichert. Was in dieser kurzen Skizze nicht vorkommt, ist, dass dieser von der Ökonomik geprägte Begriff des Marktes die anderen sprachlichen Verwendungen des Bildes beeinflusst. Heute denken viele, wenn sie an Markt denken, an den Einzelaustausch. Selbst bei den in der Einleitung aufgezählten Sprachwendungen bleibt das Element der freien Preisbildung im Bild des Marktes konstant.

Dabei schließt die Metapher des Marktes wesentliche Eigenschaften des praktizierten Marktes aus. Ein Marktplatz ist nämlich viel mehr als ein Marktstand. Er ist organisiert. Er wird von Regeln beispielsweise zum Zugang, zur Preisbildung, zur Bezahlung oder auch zur Durchsetzung der Regeln selbst – insgesamt nennt man dies Governance – geprägt. Zwischen den anbietenden Personen besteht reger Informationsfluss unabhängig von Preisen und Mengen. Die nachfragenden Personen lassen sich ebenso von verschiedenen anderen Parametern beeinflussen. Preise sind oft nicht das Ergebnis einer direkten oder einzelnen Transaktion, sondern im Voraus durch die Anbietenden festgelegt (zumindest in Bandbreiten) und der Wettbewerb erfolgt oft über andere, nicht preisliche Qualitäten (Ferguson 2018). Daraus lässt sich folgern, dass einige Entwicklungen der Theorien des Marktes sich entscheidend von der Realität auf Marktplätzen entfernen, weil sie von der Metapher aus entwickelt wurden.

Interessanterweise sind diese Eigenschaften des Marktplatzes, die keinen Eingang in die ökonomische Theorie der Märkte gefunden haben, Marker von dem, was zeitgenössisch Plattformen genannt wird. Märkte oder Marktplätze sind von einer Person oder Gruppe von Personen gesteuerte oder ermöglichte Netzwerke. Ein Netzwerk bezeichnet wiederum das wechselseitige Interaktionsgeflecht verschiedener, zueinander in Beziehung stehender Personen. Die plattformsteuernde Person oder Gruppe nennt man einen „Sponsor“. Dieser ist für den Kern der Governance zuständig. Ist die Governance so aufgestellt, dass sie zunehmenden Nutzen mit zunehmender Interaktion im Netzwerk bietet, generiert sie Netzwerk-Effekte (Schneider 2022, 6). Auf den Marktplätzen des Mittelalters waren oft die Bürgerschaften selbst Sponsor. In verschiedenen Märkten im mittleren Osten übernahmen die Kaufmannsgilden diese Funktion. In zeitgenössischen elektronischen Marktplätzen gibt es meist ein Unternehmen, zum Beispiel Apple, das ein technisches Betriebssystem (in der Fachsprache Ökosystem genannt) aufbaut, d. h., die Programme der Plattform entwickelt und vorgibt (Ferguson 2018).

Dabei ist das Wort ‚Plattform‘ selbst eine Metapher. Gemäß verschiedener Wörterbücher ist sie eigentlich eine Fläche, auf der man etwas deponieren kann oder

mittels derer eine besondere Visibilität erreicht wird. Man kann etwa auf der Plattform gesehen werden oder die Plattform als Aussichtspunkt nutzen. Ob die Plattform als Fläche an einem Turm angebracht ist, als Laderampe verwendet wird oder als Bühne für die Aufführungen von Theaterstücken dient – in der Regel wird sie künstlich erstellt. Eine Person oder Gruppe sorgt also dafür, dass es Plattformen gibt. Genau darin zeigt sich, dass die ökonomische Verwendung des Plattform-Begriffs noch sehr nah an seiner nicht-ökonomischen Konzeption ist: Eine Plattform wurde gemacht, damit auf ihrer Basis etwas geschieht, im ökonomischen Fall ein Austausch, im Theater-Fall eine Darbietung. Dass der Sponsor der Plattform das auf ihr laufende Geschehen beeinflusst oder organisiert, ist in beiden Sprachfügungen enthalten.

Aber auch hier gibt es Unterschiede. Das ökonomische Verständnis der Plattform sucht nach Netzwerkeffekten, also nach Nutzenvergrößerung durch Intensivierung der Interaktionen auf der Plattform. Zwar kann man argumentieren, dass diese Nutzenvergrößerung durch Intensivierung auch auf der Aufsichtsplattform oder auf der Logistikrampe passieren kann. Doch es ist nicht das gleiche Verständnis von Nutzen und seiner Vergrößerung. Ebenso ist für die ökonomische Sicht der Nutzen des Sponsors der Plattform selbst integral. Er wird durch die Nutzenden der Plattform bezahlt, meist auf der Grundlage der Anzahl der über die Plattform stattgefundenen, also durch die Plattform organisierten, Transaktionen.

In den Markttorten des Mittelalters, zum Beispiel, führten die Ortsbürgerschaften eine genaue Kontrolle der anbietenden Personen und selektierten, wer seinen Stand an welchem Ort aufbauen durfte. Auch die nachfragenden Personen wurden zumindest mengenmäßig gesteuert. Der Wettbewerb verschiedener Orte um den „besten“ oder „größten“ oder „diversesten“ Markt war auch eine Auseinandersetzung um die Schaffung von Netzwerkeffekten. Die Sponsoren der Märkte verlangten nicht nur die Einhaltung gewisser Regeln, sondern auch Abgaben auf den Umsatz und Absatz und oft auch auf den Konsum (Casson und Lee 2011).

Der Charakter der Metapher kommt bei der Plattform deutlicher zum Tragen als beim Markt. Das geht einerseits auf die neue Verwendung des Begriffs in der ökonomischen Theorie zurück. Plattformen sind erst in den letzten 15 Jahren in den Mainstream dieser Wissenschaft eingezogen. Der Markt ist hingegen seit 130 Jahren in den maßgebenden Lehrbüchern enthalten. Andererseits kann der metaphorische Charakter hier besser zum Tragen kommen, weil die ökonomische Theorie der Plattformen noch entwickelt wird und die Volkswirtschaftslehre deshalb verstärkt in der metaphorischen Sprache verbleibt – weil sich bisher keine besseren, technischeren Alternativen etabliert haben.

Dieser Abschnitt hat versucht darzulegen, inwiefern sowohl Markt als auch Plattform in ihrer ökonomischen Verwendung Metaphern sind. Der Charakter als solches ist zwar unterschiedlich präsent, doch in beiden Fällen geht es um Bilder, die aus einem Bedeutungszusammenhang in einen anderen übertragen werden. Oftmals erfahren diese Bilder eine deutliche Nuancierung ihrer eigentlichen Bedeutung. Und die ökonomische Theorie braucht diese Bilder erstens, um ihre eigene Modellierung zu verdeutlichen; zweitens um sie voranzutreiben; und drittens, um sie zu kommunizieren.

Dennoch sollen Wechselwirkungen zwischen der Sprache der Volkswirtschaftslehre und der Sprache des Alltags nicht ausgeschlossen werden. Die Erkenntnis, dass die Ökonomik Metaphern einsetzt, ist eigentlich trivial. Die wichtigere Frage ist, ob sie eine Bedeutung für die Wirtschaftswissenschaft hat und falls ja, welche.

## 2 Was bedeuten Metaphern für die ökonomische Theorie?

Um die am Schluss des Abschnitts 1 gestellte Frage zu beantworten, legt dieser Abschnitt zunächst eine zeitweilige Debatte in der ökonomischen Theorie neu aus. Dafür geht er auf verschiedene Ansätze ein, um theorieleitende Metaphern zu erklären.

### 2.1 Metaphern der Ökonomik

In den Wirtschaftswissenschaften wird, wenn überhaupt, die Auseinandersetzung mit Metaphern zurückhaltend geführt. Deirdre McCloskey publizierte 1983 den Aufsatz „The Rhetoric of Economics“ in welchem sie sich zur Verwendung von Metaphern in der ökonomischen Theorie äußerte. Sie tut es dezidiert, etwa wenn sie ihren Abschnitt IV „Economics is Heavily Metaphorical“ nennt und dort mit „Models are metaphors“ ansetzt (McCloskey 1983, 502). Sie erklärt auch, dass Metaphern in den Wirtschaftswissenschaften keine sprachlichen Ornamente sind, sondern Teil der ökonomischen Theorie. Gemäß ihren Überlegungen erzählen Metaphern Geschichten, die man ansonsten nicht verstehen und auch nicht einsetzen würde. Metaphern machen die Ökonomik erst operativ, weil sie die analoge Anwendung von Modellen ermöglichen, da sie die Modelle in Bilder übersetzen. Sie geht so weit, auch den mathematischen Modellen der Volkswirtschaftslehre Metaphorik zuzuschreiben (McCloskey 1983, 504–509). Sie ist aber zuversichtlich, denn sie denkt, dass gerade diese literarische Qualität der ökonomischen Theorie eine bessere Wissenschaftlichkeit und auch einen eingehenderen Diskurs erlaubt.

Die Frage nach der Bedeutung der Metapher in der ökonomischen Theorie wurde dann vertieft in den Beiträgen eines Sammelbands aus dem Jahr 1988 diskutiert. Er trägt den Titel „The Consequences of Economic Rhetoric“ und wurde unter anderem von McCloskey und Robert Solow herausgegeben. Gegen McCloskey führte Solow eine pragmatische Argumentation an, in der er der Frage nachging, welche Bedeutung die Feststellung hat, die Ökonomik sei von Metaphern geprägt. „Schau, Mutter, da ist eine Metapher“ – die einfache Kenntlichmachung dieser Wendungen sei noch keine Erkenntnis (Solow 1988, 34). Die Erkenntnis ist vielmehr, dass die Metapher in der Volkswirtschaftslehre oder in der Mathematik anders funktioniert als jene in der Literatur. Metaphern haben emotive und kognitive Elemente. In der ökonomischen Theorie werden sie wegen ihrer kognitiven Effizienz verwendet. Sie machen also



Sachverhalte verständlich. Anders als McCloskey sie liest, geht es den ökonomischen Metaphern nicht um rhetorische Überzeugungsarbeit oder um die Bewegung der Gefühle des Menschen, sondern um die Operationalisierung von Ideen, welche ohne Metaphern als Systeme von Konzepten schwer zu handhaben wären (Solow 1988, 35–36) – gemäß Solow ausdrücklich ohne emotive Komponente.

Philip Mirowski greift dies auf und findet in den Werken Paul Samuelsons (1915–2009) Bezüge zur Physik. Ihm zufolge hat die synthetische Volkswirtschaftslehre, wie sie Samuelson vertritt, sich bewusst an die Physik angelehnt und so versucht, höhere Glaubwürdigkeit zu erlangen. Damit greift er indirekt Solows Argument der erklärenden Metapher an. Nach Mirowski ist die Annäherung der Volkswirtschaftslehre an die Physik ein Versuch wissenschaftlicher Persuasion, oder, in der Sprache McCloskeys, Rhetorik (Mirowski 1989, 187–189).

Maurice Lagueux kontert und bezeichnet dies als irrelevant. Denn nach ihm ist nicht alles, was nicht eindeutig wörtlich zu verstehen ist, eine Metapher. Selbstverständlich sind die Sprachfugungen und Modelle der ökonomischen Theorie abstrahiert, aber daraus folgt nicht, dass sie metaphorisch sind. Was die ökonomische Theorie macht, ist, Analogien einzusetzen, aber Analogien haben einen Platz in der Logik und sind methodologisch viel einfacher zu handhaben als Metaphern. Zuletzt, wenn es wirklich Metaphern gibt, sind sie Stand heute tote Metaphern, das heißt, sind funktionieren nicht mehr als solche (Lagueux 1999, 6).

Diese Diskussion verlor später wieder an Intensität. Trotzdem bleibt ihre Frage interessant: Welche Rollen spielen Metaphern in der ökonomischen Theorie? Überspitzt kann man auch fragen, warum Ökonomen, also Personen, die ökonomische Theorie betrieben, Schwierigkeiten haben, Metaphern in der Theorie zu akzeptieren oder es insgesamt in Abrede stellen, dass es Metaphern in der ökonomischen Theorie überhaupt gibt.

Ein älteres Problem und vermutlich auch der Grund, weswegen der Kampf um die Metapher geführt wird, ist der funktionelle Ansatz der ökonomischen Theorie. Dieser ist der eigentliche Mainstream der empirisch orientierten Ökonomik und wurde am deutlichsten von Milton Friedman (1912–2006) im Aufsatz „The Methodology of Positive Economics“ aus dem Jahr 1953 vertreten. Gemäß diesem Ansatz werden Modelle an der Testung der auf ihren Grundlagen formulierten Hypothesen gemessen und nicht am Realitätsbezug ihrer Annahmen. Damit hängt auch die Praxis zusammen, dass in der ökonomischen Theorie die meisten neuen Modelle in Auseinandersetzung mit bestehenden Modellen entwickelt werden und nicht etwa mit Veränderungen auf der Welt. Das Argument, die Ökonomik sei grundsätzlich metaphorisch zu lesen, ist eine Antwort auf die Frage, warum ihre Annahmen wenig Bezug zur Realität haben und warum sich Modelle nicht in Auseinandersetzung mit der Welt entwickeln. Das vermag aber nicht zu überzeugen. Erstens ist nicht jede Abstraktion eine Metapher. Zweitens sind theoretische Modelle, ob Metapher oder nicht, selbst Teil der Welt. Drittens ist generell ein direkter Zugang zu sozialwissenschaftlichen Gegebenheiten schwer zu organisieren; vermutlich sind die Fakten der Sozialwissenschaft jene Zusammenhänge, die man mit Modellen behauptet. Damit sind die Modelle immer nahe genug an der Wirklichkeit.



Doch schon die Überlegung selbst, die Distanz der ökonomischen Theorie zu ihren Annahmen auf eine Arbeit mit Bildern oder am Bild zurückzuführen, ist fraglich. Gerade im funktionalistischen Ansatz gilt, dass die Annahmen unrealistisch sein können. Der Bezug zur Wirklichkeit wird mit der Testung der Hypothesen hergestellt. Der Ansatz braucht keine Metaphern, um einen Wirklichkeitsbezug zu haben. Er könnte die Metapher brauchen, um die eigenen Modelle zu entwickeln, wie weiter unten noch abzuwägen sein wird.

Doch auch die Argumente gegen die Metapher-Rhetorik-Theorie sind nicht überzeugend. Die Verteidigungslinie, viele Metaphern, die den ökonomischen Modellen zugrunde liegen, seien tot, ist aus mehreren Gründen ungenügend. Einerseits gibt sie die Metaphorik zu und scheint auch zu akzeptieren, dass sie in irgendeinem Sinne problematisch für die Ökonomik ist. Weil das jedoch in der Vergangenheit liege, sei das Problem nicht mehr relevant. Warum das so sein sollte, ist nicht klar. Andererseits gibt genau diese Verteidigungslinie den funktionalistischen Ansatz auf. Wäre die Erklärungskraft der Ökonomik nur von der Testung ihrer Hypothesen abhängig, dann wäre es völlig unerheblich, wie die Hypothesen formuliert werden, ob auf Grundlage von Metaphern oder von anderen Inputs. Auch die andere Verteidigungslinie, die ökonomische Theorie benütze Analogien statt Metaphern, ist wenig glücklich. Beide Sprachfiguren haben einen Platz in der Logik der Sprache und es ist keineswegs so, dass die eine oder die andere an sich präziser wären. Dieses Argument würde nur besagen, dass die Vorwürfe an die Volkswirtschaftslehre, unpräzise zu sein, selbst unpräzise sind; die ökonomische Theorie würde aber unpräzise bleiben, weil sie sich doch an Sprachfiguren bedient. Warum die Wirtschaftswissenschaft unpräzise wäre, wenn sie von sprachlichen Bildern geleitet wäre, lässt diese Argumentationslinie und generell die Zurückhaltung gegenüber Metaphern offen.

Die eklektische Argumentation von Solow scheint wiederum besser geeignet, um mit der Rolle der Metapher in der ökonomischen Theorie umzugehen. Einerseits verneint sie den Einsatz von Metaphern nicht grundsätzlich. Andererseits besagt sie, dass der spezifische Einsatz der Metapher in der Ökonomik zu überprüfen ist. In der Deutung Arrows dient die Metapher der Mobilisierung von kognitiven Ressourcen. Das bedeutet, sie bewegt Gedanken innerhalb und außerhalb der Kreise, die Ökonomik treiben. Sie macht Theorien und Modelle verständlicher, was einerseits ihre Anwendung und andererseits ihre Weiterentwicklung begünstigt. Was die Argumentation von Solow aber nicht diskutiert, ist, wie die Metapher dies alles macht und wie sich das auf die ökonomische Theorie auswirkt, oder besser, wie sie mit dem funktionalistischen Ansatz verbunden werden kann. Um das zu untersuchen, ist es fruchtbar, sich von der Diskussion über den Einsatz von Metaphern in anderen Wissenschaften leiten zu lassen.

## 2.2 Metaphern und Wissenschaft

George Lakoff und Mark Johnson (1980) verstehen Metaphern als eine Querschnittsfunktion, welche Denken, Sprechen und Handeln gleichermaßen betreffen. Entsprechend ist es nicht möglich, zwischen der einzelnen Metapher und einer wörtlichen Bedeutung zu unterscheiden. Metapher, für sie, ist ein allgemeines „Mapping“ über begriffliche Bereiche hinweg. Sie durchdringt nicht nur Poesie und Literatur, sondern auch die Sprache allgemein, also auch jene der Wissenschaft. Gemäß ihnen ist es nicht möglich und auch nicht zielführend, zwischen einer originären, bildfreien Wissenschaftssprache und einer oder vielen anderen bildgeladenen Sprachen zu unterscheiden. Metaphern sind Teil der Sprache und des Denkens, weil sie Realität und Abstraktion verbinden. Sie können den Erfahrungs- und Verstehens-Horizont der Menschen sowohl zusammenfassen als auch auf andere, neue Zusammenhänge und Horizonte übertragen. Damit leisten Metaphern einen großen Beitrag im Verstehen und Erklären, auch wissenschaftlicher Zusammenhänge. Metaphern sind aber keine eindeutigen Definitionen, Theorien oder Erklärungen. Doch das müssen sie auch nicht sein, denn sie sind sprachliche Phänomene und als solche behalten sie die Ambiguität, die in jeder natürlichen Sprache vorkommt. Das macht sie aber nicht minder leistungsfähig, sondern eben leistungsfähig unter den Nebenbedingungen der natürlichen Sprache.

Richard Boyd (1993) beschreibt eine bestimmte Klasse von Metaphern innerhalb der Wissenschaft, nämlich die theoriekonstitutiven Metaphern. Diese spielen, so Boyd, eine wichtige Rolle bei der Formulierung und Entwicklung von Theorien, weil sie Erklärungsansprüche ausdrücken, die zumindest vorläufig auf keine andere bekannte (wörtliche) Weise konzipiert werden können. Damit werden theoriekonstitutive Metaphern Teil des wissenschaftlichen Denkens und der Begriffsentwicklung. Sie haben programmatischen Charakter oder laden zu weiterer Forschung ein. In seinem Sinne erfüllen diese Metaphern eine zwiefache Funktion. Einerseits sind sie eine Heuristik, um sich Sachverhalten anzunähern, die man noch nicht anders beschreiben kann. Andererseits können sie Bedeutungen festhalten, auch dann, wenn diese nicht insgesamt bekannt sind. Das nennt er „nondefinitional reference fixing“:

The rationale for ostensive introduction of general terms is to permit reference to kinds whose essential properties may not yet be known – and thus to accommodate linguistic categories to as yet only partially understood features of the world. It is thus typically impossible that the differences between the essential properties of such co-occurring kinds should be marked, either in actual reference fixing or in idealized models of dubbing, by entirely accurate and complete descriptions of their respective essential properties (Boyd 1993, 493).

Auch wenn dieser Ansatz anders als jener Lakoffs und Johnsons (1980) ist, widerspricht er diesem nicht. Erstens wird auch hier die Metapher als eine Eigenschaft der natürlichen Sprache verstanden; diese Eigenschaft gehört zur Sprache insgesamt, also auch zur Wissenschaftssprache. Zweitens behält die Metapher ihre Bedeutung. Es mag sein, dass sie in der Entdeckungsphase einer Theorie eine andere Funktion für diese Phase

wahrnimmt als im Fortgang der Theorieentwicklung. Doch die Metapher bleibt in der Theorie enthalten und bedeutungsvoll für diese. Die Metapher erfüllt also noch die „Mapping-Funktion, auch wenn sie selbst durch die inner-theoretischen Entwicklungen herausgefordert wird. Boyd (1993) geht also eher von einer Wechselwirkung zwischen der Metapher und der Theorieentwicklung, also von einer gegenseitigen Beeinflussung, aus. Dennoch bleibt die Metapher die sprachliche Formulierung dessen, was die Theorie vermitteln will.

Die Reflexion auf die Rolle der Metaphern in den Wissenschaften allgemein, inklusive den Sozialwissenschaften, ist ein vielfältiges und animiertes Diskussionsfeld. Zeitgenössisch findet sich eine gewisse Konvergenz der Auffassungen dazu in der Unterscheidung zwischen zwei Funktionen der Metaphern in den Wissenschaften. Einmal gibt es die heuristisch-theoriekonstitutive und einmal die didaktisch-erklärende Funktion (siehe, beispielsweise, das von Matthias Junge herausgegebene Werk „Metaphern in Wissenskulturen“, Junge 2009).

Theoriekonstitutiv sind Metaphern, welche die zentralen Begriffe und Theorien eines Faches begründen. Der Grund, warum Metaphern dieser Art in der Wissenschaft so zahlreich sind, liegt in ihrer heuristischen Funktion; sie wirken als Werkzeuge beim Aufspüren neuer Erkenntnisse. Die zweite Funktion von wissenschaftlichen Metaphern ist, das Fachwissen in Bilder zu übersetzen, um sie für andere Personen, die in der Wissenschaft tätig sind, oder auch andere Personen allgemein, zugänglich zu machen. Damit kann die Wissenschaft ihre Überlegungen und Ergebnisse einerseits plausibilisieren und andererseits öffnen für Rückmeldungen und Fragen von anderen Kreisen (Caviola 2018). Die Metapher in der Wissenschaft markiert die sprachliche Umgebung eines theoretischen Zusammenhangs. Sie ist ein intelligentes Mapping von Gedanken und Zusammenhängen und kann sowohl diese selbst weiter vorantreiben als auch eine gewisse Kohäsion in ihrem Selbstverständnis verankern. Trotz aller dieser Leistungen von Metaphern in der Wissenschaft bergen auch sie Probleme:

Ein Indikator dafür dürfte die ziemlich prekäre Rolle, die die Metapher in derartigen Kontexten einnimmt, darstellen: sie generiert nicht zuletzt durch ihre systematische Unschärfe Plausibilität und Anschlussfähigkeit in denkbar diversen Kontexten und schafft so für einen Erklärungsansatz Zustimmung und Unterstützung, ohne überhaupt etwas erklären zu müssen. Die theoretische Wirksamkeit metaphorischen Denkens ist aufgrund seiner subkutanen sozialen Dimension enorm und sie ist historisch immer wieder unterschätzt worden, da das Interesse an Anschlüssen und Kopplungen und damit am Zugewinn von Definitionsmacht über neue wissenschaftliche Terrains nahezu ungebrochen zu sein scheint (Leschke 2018, 9).

Zunächst zur im Zitat enthaltenen Kritik an der zu bereitwilligen Akzeptanz und der Verwendung von Metaphern im wissenschaftlichen Diskurs: Die Frage ist, inwiefern dieser Kritik ein szientistisches Wissenschaftsbild zugrunde liegt. Szientismus kann bedeuten, man erhebt den Anspruch an die Wissenschaft, genaue, objektive Erkenntnisse hervorzubringen. Es kann aber auch einen Anspruch an die Wissenschaftssprache bedeuten, möglichst genau und objektiv zu sein. In beiden Hinsichten müsste der Szientismus die Kriterien für die Genauigkeit und Objektivität festlegen.

Doch schon in dieser Festlegung spielt die natürliche Sprache eine Rolle. Zudem ist die Festlegung selbst ein normativer Akt, der mindestens Friktionen mit Genauigkeit und Objektivität generiert.

Und dann zum berechtigten Anliegen von Leschke (2018): Es bleibt die grundsätzliche Problemanzeige, dass Metaphern, als Teil der natürlichen Sprache, nicht nur der gleichen Ambiguität wie diese unterliegen, sondern erheblich vom Erfahrungshorizont der Sprechenden geprägt sind. Oft bleiben genau diese Ausprägungen der Metapher den Personen, welche sie einsetzen, unbewusst. Das gilt auch für jene, die sie wissenschaftlich einsetzen, sowohl heuristisch wie auch erklärend. Und obschon die Ambiguität und die teilweise Abhängigkeit der Sprechenden natürlich zu jeder Sprache gehören, stellen beide mindestens einen Erklärungsbedarf für die Verwendung von Metaphern in der Wissenschaft fest. Die Unschärfe des Bilds und die Kontexte, aus denen das Bild gewonnen wurde, müssten transparent gemacht werden. Das gilt auch für die Verwendung der Metapher in der ökonomischen Theorie.

### 2.3 Was bedeutet es, mit Metaphern zu modellieren?

In Abschnitt 1 wurde plausibilisiert, dass die Verwendung der Begriffe des Marktes und der Plattform in der Volkswirtschaftslehre metaphorisch sei. Nun gilt es, herauszufinden, welche Konsequenz diese Feststellung hat. Dabei verbindet dieser Abschnitt die Diskussionen um Metaphern in der ökonomischen Theorie und den Erkenntnissen ihrer Verwendung in anderen Wissenschaften.

Der Markt ist eine alte Metapher; vielleicht so alt, dass ihr metaphorische Gehalt gar nicht mehr bewusst ist. Doch während es schwer ist, die Technik des Modells mit seinen Funktionen, dem Schnittpunkt aus Angebots- und Nachfragekurve, dem Gleichgewicht und seinen wohlfahrtsfördernden Resultaten zu erklären, schafft der Name „Markt“ eine mehr oder weniger direkte und mehr oder weniger präzise Identifikation dieser Theorie der Ökonomik. Die Metapher erfüllt so ihre erklärende-didaktische Funktion, indem sie eine Idee dessen umschreibt, was zu einem Markt gehört. Dies tut sie nicht nur gegenüber einem weiten, außer-ökonomischem Publikum, sondern auch gegenüber Personen, die in der Volkswirtschaftslehre selbst aktiv sind. Unter „Markt“ können sich alle etwa das Gleiche vorstellen. Selbst der Hinweis auf die modelltechnische Simplifizierung des Marktes gegenüber seiner metaphorischen Bedeutung erfüllt eine Funktion. Der Untersuchung zwischen den Abweichungen des technischen Modells von der Bedeutung der Metapher wohnt eine Heuristik inne, die dazu anregt, das Modell weiterzuentwickeln. In seiner Erstaufstellung als Kurvenschnittpunkt und Gleichgewicht vermittelt die ökonomische Metapher ein statisches Bild. Dabei fällt sofort auf, dass reale Märkte nie ruhen, sondern dynamische Gebilde sind. Entsprechend gilt, auch im Modell zu überlegen, wie sich das Gleichgewicht verändert, wenn sich die Angebots- und Nachfragefunktionen verändern. Der gleiche Bezug zur Realität, welche mit der Metapher gemacht wird, legt nahe, dass Märkte nicht immer funktionieren. Also liegt auch für das Modell die Frage nahe, was bei Gleichgewichtsstörungen

passiert und wie der Markt eventuell von selbst dieses Gleichgewicht wieder herstellen kann. Letztlich kann der Bezug zur Wirklichkeit das Modell mit Hilfe der Metapher erweitern, um Möglichkeiten von Märkten ohne oder mit mehreren Gleichgewichten fassbar zu machen. Schließlich kann die gleiche Wechselwirkung zwischen Metaphern in der Ökonomik und Lebensbereichen Untersuchungen zu den Institutionen, die den Markt ermöglichen, prägen, oder auch aus dieser Wechselwirkung allererst erwachsen.

Diese Fragen stellen sich, gerade weil das ursprüngliche Modell in einer Metapher eingebettet ist, deren Bedeutung es nicht vollständig abbilden kann. Die Metapher ist größer als das erste, einfache Wirkungsmodell. Sie stellt Fragen an die Ökonomik, welche die Wissenschaft beantwortet, indem sie das Modell im Sinne der Metapher weiterentwickelt. Die Metapher funktioniert also als Heuristik, um das Modell zu erweitern und seine Erklärungskraft zu entdecken. Diese Funktion kann die Metapher nur erfüllen, weil das Modell in ihr eingebettet ist. Erst mit dieser Einbettung fällt die Unvollständigkeit des Bezuges des Modells zum Bild auf.

Trotz der vermeintlichen Verkürzungen des Inhalts des Modells im Verhältnis zum Bild der Metapher kann das Modell seine wissenschaftliche Funktion jederzeit erfüllen. Selbst in seiner krudesten Form kann es Modellaussagen zu Sachverhalten treffen. Diese Hypothesen können empirisch getestet werden. Mit jedem Verfeinerungsschritt, der auf die vorherige Heuristik folgt, kann es weitere solcher testbaren Aussagen treffen. Trotz seiner Weiterentwicklung aufgrund der Heuristik können die jeweils bereits umgesetzten Aspekte des Modells weiterhin empirisch überprüfbare Aussagen treffen. Der oben beschriebene funktionalistische Ansatz kann also ohne Probleme mit den Metaphern operieren und kann auch auf die Theorieentwicklungen, die in Auseinandersetzung mit der Metaphorik erfolgt, appliziert werden. Gerade an diesem Beispiel könnte man von einer Synergie im Sinne von gemeinsamer, gegenseitiger Förderung zwischen Metapher und Funktionalismus sprechen.

Doch nicht nur ökonomische Modelle sind unscharf, sondern die Metapher selbst ist es. Diese Unschärfe des Bilds selbst wird an der Abgrenzung zwischen Markt und Plattform deutlich. Unter Einbezug aller institutioneller Merkmale sind Märkte Sonderformen von Plattformen. Sie sind künstlich geschaffen, abhängig von Institutionen und Organisationen zur Durchsetzung des institutionellen Arrangements und letztlich nie ganz entpersonalisiert oder atomistisch. Trotzdem scheinen diese Ausprägungen der Märkte kaum ins Gewicht zu fallen, wenn es um das Bild eines Marktes, also um die Metapher geht. Genauso fallen diese Ausprägungen nicht ins Gewicht, wenn die ökonomische Theorie geleitet von der Markt-Metapher das Gleichgewichtsmarktmodell entwickelt und anreichert. Diese sprachliche Unschärfe geht so weit, dass eine Mehrheit der Sprechenden die technische Bezeichnung für Plattformen als „mehrseitige Märkte“ ablehnt und stattdessen andere Metaphern wie Netzwerk oder Plattform verwenden.

Der ursprüngliche Name des ökonomischen Phänomens, zwei- oder mehrseitige Märkte, wurde nach und nach durch den Begriff der Plattform ersetzt. Zwar gibt es immer noch Personen, welche den ursprünglichen Namen gebrauchen. Doch erstens befinden sie sich in der Minderheit; zweitens ist das ein deutlich innerökonomischer

Diskurs; und drittens nimmt diese Gruppe selbst innerhalb der Wirtschaftswissenschaften ab (Evans und Schmalensee 2018). Es gibt Vorteile, wenn man zwei- oder mehrseitige Märkte als Plattform bezeichnet. Denn damit kann man auf den Metapherngebrauch aus einem anderen Bereich aufbauen, nämlich aus der Informatik. Die Plattform gemäß der IT referenziert die Vorstellung, dass es ein Programm oder eine Hardware gibt, auf derer Grundlage andere Programme (Anwendungen) laufen. Bei der Plattformökonomik wäre das vom Sponsor der Plattform zur Verfügung gestellte Programm, zum Beispiel Facebook, diese Grundlage. Einige Nutzer wenden diese Grundlage an, zum Beispiel um eigene Inhalte zu entwickeln und sich zu verbinden. Dabei folgen diese Aktivitäten der Logik des marktlichen Austauschs: Eine Menge (von Informationen) wird zu einem Preis (Daten) ausgetauscht. Andere Nutzer verwenden die Plattform wiederum als Grundlage, um Informationen zu gewinnen und sie einzusetzen. Auch hier kommt die Marktlogik zum Zug: Eine Menge (von Informationen) wird zu einem Preis (Zahlung an die Plattform) ausgetauscht (Schneider 2022).

Auf den ersten Blick mag das Verhältnis beider Metaphern in der ökonomischen Theorie Fragen aufwerfen. Warum wird mit den zwei voneinander unabhängigen Bildern insinuiert, dass Märkte und Plattformen jeweils eigene Typen des wirtschaftlichen Austausches sind und wenig miteinander zu tun haben? Warum werden beim Markt die Plattform-Eigenschaften ausgeblendet, auch wenn sie im ursprünglichen Bild zumindest präsent waren? Warum wird bei der Plattform verschwiegen, dass es darum geht, Markttransaktionen über sie abzuwickeln?

Diese Fragen werden von der Handhabung beider Bilder aber nicht verneint. Ähnlich wie beim oben beschriebenen Fall des Markts sind die Fragen Teil der sprachlichen Handhabung der jeweiligen Metaphern. Sie stellen sich nur, weil diese Metaphern so verwendet werden und das Bild sowie die damit einhergehenden Modelle werden in der fortwährenden Beantwortung dieser Fragen weiterentwickelt und präzisiert. Auch hier funktioniert die Metapher, unter anderem wegen ihrer sprachlichen Unschärfe, als Heuristik, um die Theorie zu verbessern. Dass die Ökonomik hier zwei unterschiedliche Metaphern wählt, hat auch mit dem generellen Eindruck der Sprechenden zu tun, dass sich Märkte und Plattformen als Phänotypen unterscheiden. Sie tun es hinsichtlich der Aktivitäten, den wohlfahrtsökonomischen Wirkungen, der involvierten Personen und entsprechend auch ihrer sprachlichen Einbettung. Die Überzeugung, dass es sich bei Märkten und Plattformen um zwei unterschiedliche Dinge handelt, findet man in der Volkswirtschaftslehre in zahlreichen Artikeln, die dieses thematisieren, und auch im populären Diskurs, etwa in der Presseberichterstattung. Die zwei unterschiedlichen Metaphern erfüllen also zusätzlich die Funktion, zwei Dinge, die als unterschiedlich wahrgenommen werden, als unterschiedlich zu „mappen“ und diese Unterschiedlichkeit sprachlich auf den Punkt zu bringen.

Mit den Beispielen Markt und Metapher wurde gezeigt, welche Rollen Metaphern in der Ökonomik spielen können. Einmal können sie als „Mapping“ der Wissenschaft und ihres Verhältnisses zu anderen Umwelten übernehmen, indem sie Anliegen der Sprechgemeinschaften sprachlich umsetzen und dadurch für Orientierung sorgen. Dann geben sie wichtige Impulse für die Weiterentwicklung von Theorien und Mo-

dellen. Diese Impulse kommen aus der Einbettung der Wissenschaft in der Sprache und der Unschärfe des Bilds selbst. Damit werden Fragen aufgeworfen, deren Beantwortung das Forschungsprogramm mitprägt. Zuletzt helfen Metaphern den Sprechenden dabei, zu verstehen, worauf Modelle hinauswollen. Damit eignen sie sich auch als Kommunikationsmittel sowohl innerhalb der Sprachgemeinschaft der Ökonomik als auch gegenüber außer-ökonomischen Zielgruppen. Metaphern stellen also einen bereichernden Teil der ökonomischen Methode dar und stehen in einem Verhältnis der Komplementarität zum funktionalistischen Ansatz. Sie können sowohl als Heuristik als auch als Kommunikationsmittel den Umgang mit den Hypothesen und ihrer Testung erleichtern und präzisieren.

## Fazit: „It’s not a Bug, it’s a Feature“

Dieser Beitrag beantwortet Fragen: Gibt es Metaphern in der ökonomischen Theorie? Die Antwort lautet deutlich: ja. Sind diese Metaphern abträglich für das Selbstbild der Wirtschaftswissenschaften bezüglich ihrer Wissenschaftlichkeit? Die Antwort lautet: nein. Die erste Frage wird mit der Erklärung des Markts und der Plattform als Metaphern beantwortet und die Erkenntnis daraus ist, in einem gewissen Sinne, trivial.

Die zweite Frage wird beantwortet, indem gefragt wird, welche Konsequenzen es für die Ökonomik hat, mit Metaphern zu arbeiten. Diese sind durchwegs wissenschaftsfördernd. Metaphern konkurrieren nicht mit dem empirisch-testbaren Ansatz der Wirtschaftswissenschaften; sie ergänzen ihn. Sie unterstützen die Weiterentwicklung von Theorien und Modellen, gewähren ihnen eine bessere Spiegelung mit der Realität und machen sie verständlicher sowohl für Personen in den Wirtschaftswissenschaften als auch außerhalb. Letztlich sind Metaphern ein wissenschaftliches und allgemeines „Mapping“ der Ökonomik. Selbst wenn Metaphern in der Ökonomik auf dem ersten Blick ein Problem wären, gilt für sie: „it’s not a bug, it’s a feature.“

## Literatur

- Boyd, Richard. 1993. „Metaphor and Theory Change: What is ‘Metaphor’ a metaphor for?“ In *Metaphor and Thought*, hrsg. Andrew Ortoni, 481–532. Cambridge University Press.
- Casson, Mark und John Lee. 2011. „The Origin and Development of Markets: A Business History Perspective“. *Business History Review* 85, no. 1: 9–37.
- Caviola, Hugo. 2018. „Vertiefung: Metaphern als Brücke zwischen Alltags- und Fachwissen.“ <https://sprachkompass.ch/theorie/metaphern-als-bruecken#:~:text=Metaphern%20haben%20in%20der%20Wissenschaft,wie%20Netz%2C%20Speicher%20und%20Virus> (abgerufen am 31. März 2023).
- Evans, David S und Richard Schmalensee. 2016. *Matchmakers. The New Economics of Multisided Platforms*. Harvard Business Review Press.
- Ferguson, Niall. 2018. *The Square and the Tower: Networks and Power, from the Freemasons to Facebook*. Penguin.



- Friedman, Milton. 1953. „The Methodology of Positive Economics“. In *Essays In Positive Economics* hrsg. Milton Friedman, 3–16. University of Chicago Press.
- Junge, Matthias (Hrsg.). 2020. *Metaphern in Wissenskulturen*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klamer, Arjo, Donald (Deirdre) McCloskey, und Robert Solow (Hrsg.). 1988. *The Consequences of Economic Rhetoric*. Cambridge University Press.
- Lachmann, Werner. 2003. *Volkswirtschaftslehre 1*. Springer.
- Lagueux, Maurice. 1999. „Do metaphors affect economic theory?“ *Economics & Philosophy* 15, no. 1: 1–22.
- Lakoff, George, und Mark Johnson. 2008. *Metaphors We Live By*. University of Chicago Press.
- Leschke, Rainer. 2018. „Netze und andere Verhänglichkeiten“. In *Netzwerk als neues Paradigma? Interdisziplinäre Zugänge zu Netzwerktheorien*, hrsg. Florian Kiefer und Jens Holze, 9–37. Springer.
- Levy, Maurice. 1987. *Volkswirtschaftlich denken. Vom alltäglichen Nutzen der Wirtschaftswissenschaft*. Birkhäuser.
- Marshall, Alfred. 1890. *Principles of Economics*. Macmillan.
- McCloskey, Donald (Deirdre). 1983. „The Rhetoric of Economics“. *Journal of Economic Literature* 21, no. 2: 481–517.
- Mirowski, Philip. 1989. „How not to do things with metaphors: Paul Samuelson and the science of neoclassical economics“. *Studies in History and Philosophy of Science* 20, no. 2: 175–191.
- Piekenbrock, Dirk und Alexander Hennig. 2013. *Einführung in die Volkswirtschaftslehre und Mikroökonomie*. Springer Gabler.
- Pigou, Arthur Cecil. 1910. „Producers’ and Consumers’ Surplus“. *The Economic Journal* 20, no. 79: 358–370.
- Raffaelli, Tiziano. 2007. „Marshall’s Metaphors on Method“. *Journal of the History of Economic Thought* 29, no. 2: 135–151.
- Robinson, J. Violet. 2022. „Market“. In *Encyclopedia Britannica*. <https://www.britannica.com/topic/market> (abgerufen am 15. August 2022).
- Rothbard, Murray N. 1962. *Man, Economy, and State*. D. van Nostrand.
- Schneider, Henrique. 2022. *Plattformökonomik*. Springer Gabler.
- Solow, Robert. 1988. „Comments from Inside Economics“. In *The Consequences of Economic Rhetoric* hrsg. Arjo Klamer, Donald (Deirdre) McCloskey und Robert Solow, 31–38. Cambridge University Press.